Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 1

Artikel: Kulturhistorisches aus dem Engadin
Autor: Lötscher - von Büren, S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661340

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Soglio, Dorfeingang. Phot. P. Pomatti, Castasegna.

hart an der italienischen Grenze. Castasegna ist ein sehr sauberer Ort und besitzt neben schönen alten Wohnhäusern zwei sehenswerte reformierte Pfarrkirchen mit Grabdenkmälern früherer Geschlechter. —

Wir nehmen für diesmal Abschied vom Bergell und hoffen auf weitere glückliche Ferienzeiten im schönsten der Bündnertäler.

Adolf Däster.

Kulturhistorisches aus dem Engadin.

Von S. Lötscher-von Büren.

Das Oberengadin mit seiner geringen Bodenproduktion, dem langen Winter zwang seine männlichen Bewohner, ihren Unterhalt im Auslande zu suchen. Die St. Moritzer gehörten zu den ersten Schweizern, die auswanderten. Die einen ließen sich in die Heere fremder Herren anwerben. In Frankreich, Italien, Österreich, Spanien, England und Holland stritten Söldnerregimenter vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. Die andern verdienten ihr Brot in friedlicher Arbeit. Ihr erstes Ziel war Venedig. Wann die Auswanderung begonnen hat, weiß man nicht genau; doch soll sie bereits im 12. Jahrhundert in vollem Gang gewesen sein. Die Leute fingen von unten an, als Schuhmacher, Schleifer, Glaser und Schnapsverkäufer. Bei eintretender Heuernte kamen die Engadiner wieder in ihr Hochtal zurück. Das wenige Gepäck hatten sie auf Esel geladen, denen die ganze Karawane zu Fuß folgte. Im Herbst fand man sie wiederum in Venedig. Greise, Frauen und Kinder besorgten inzwischen die Hausgeschäfte und etwas Säumerei. Im Winter verbrachten die Frauen und Töchter ihre Zeit mit Handarbeiten, die auf dem Markt zu Cleven guten Absatz fanden. Die Alpen wurden an Bergamasker Schafhirten für wenig Geld verpachtet. So kam es, daß während dem größten Teil des Jahres die Dörfer des Oberengadins fast ausschließlich von Frauen und Kindern bewohnt waren. Einheimische Handwerker gab es keine, sie

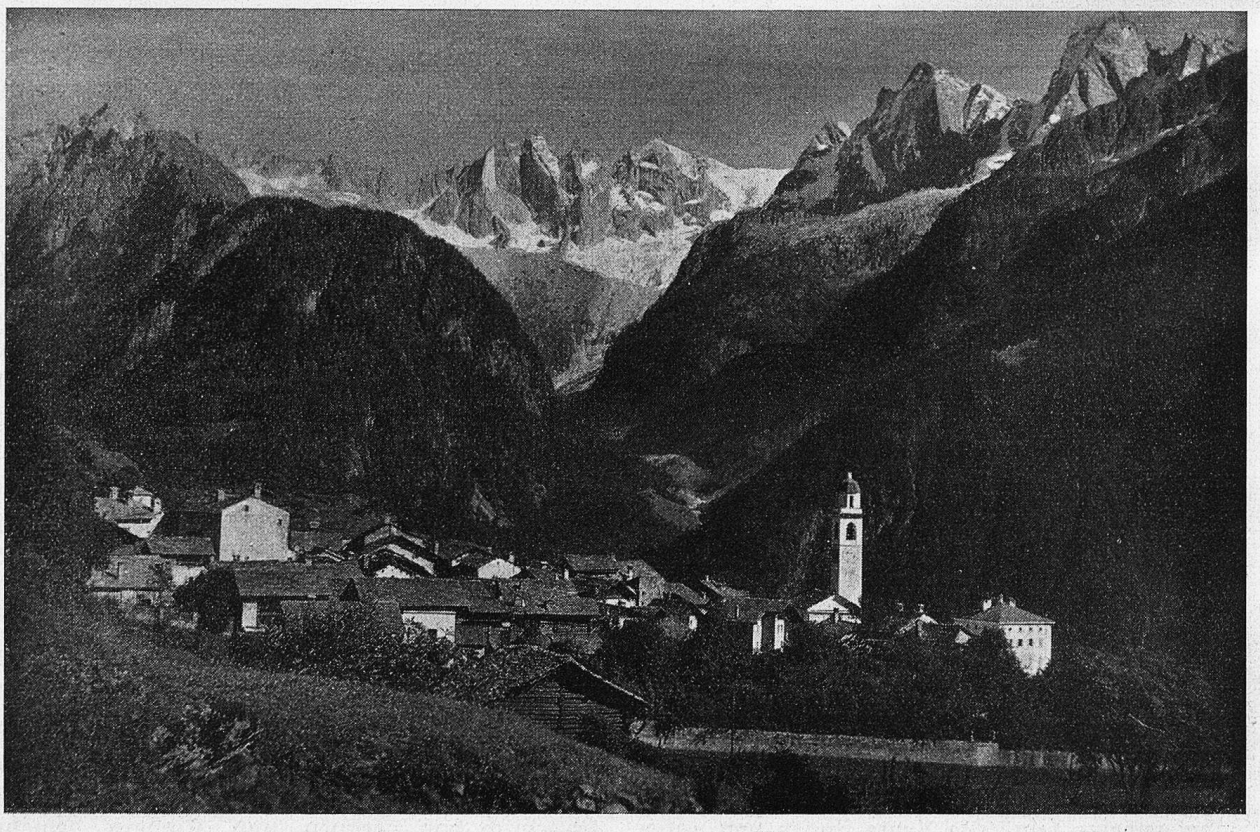
kamen entweder aus dem Prättigau über den Flüela oder aus dem Tirol über Martinsbruck auf die Saison.

Wohl hätte mancher Auswärtige das ganze Jahr genügend Arbeit gehabt, etwa als Schuhmacher oder Schneider, aber die Einbürgerung wurde sehr erschwert. In Silvaplana wurde überhaupt niemand eingebürgert. Ja, wenn ein Einwohner sich erdreistete, eine Aufnahme vorzuschlagen, wurde er mit 100 Kronen gebüßt. Die Einbürgerungstaxe in St. Moritz betrug 300 bis 400 Gulden. Damit hatte sich der neue Engadiner Bürger aber noch nicht das Stimmrecht erkauft. Mit weitern 1000 Gulden konnte er sich ins Hochgericht aufnehmen lassen. Jetzt war er wohl stimmfähig, doch noch nicht Kantonsbürger. Das kostete wieder ein schönes Stück Geld.

Im 17. und 18. Jahrhundert gingen die Engadiner im Ausland zu einträglicheren Erwerbszweigen über: Sie wurden Zuckerbäcker und Cafétiers. Bereits 1680 fingen sie an, in öffentlichen Lokalen Kaffee auszuschenken. Dies waren wohl die ersten Kaffeehäuser der Welt. Die Stadt Venedig muß mit den Engadinern zufrieden gewesen sein, denn ihre Niederlassung wurde begünstigt und ihnen die freie Ausübung von Gewerben gleich den Einheimischen gewährleistet.

Durch die Annäherung Bündens an Österreich kam es aber zwischen Venedig und den Bündnern 1766 zum Krach. Alle Bündner mußten Venedig verlassen und ihre Läden räumen. Dieses Schicksal teilten allein in der Stadt Venedig ihrer mehr als 1000. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihren Erwerbsfleiß in andere Länder zu tragen. Die meisten Engadiner zogen nach den übrigen Städten Italiens. Aber auch nach Deutschland, Frankreich, Österreich, Belgien, Holland, Dänemark und sogar nach Polen und Rußland. Mit der Heimkehr zur Heuernte war es aus. Hiezu wurden nun Taglöhner und Mähder aus dem Tirol gedungen. Die Engadiner gründeten jetzt gemeinsam Geschäfte, indem sich drei oder vier zusammenschlossen. Abwechselnd reiste einer auf ein Jahr in die Heimat, um die Familie zu begrüßen und nach dem Rechten zu sehen. Gestärkt kehrte er dann wieder zurück, nicht ohne Rekruten mitgebracht zu haben, die zuerst als Lehrlinge, dann als Gehilfen und später als Teilhaber mithalfen.

Warum die Engadiner ihr Glück als Zucker-



Soglio mit Scioragruppe Phot. P. Pomatti, Castasegna.

Soglio, Dorfbrunnen. Phot. P. Pomatti, Castasegna.

bäcker versuchten, ist unbekannt. Wohl heißt es, die Engadiner hätten jeweilen vom Backwerk ihrer Mütter und Frauen, als Wegzehrung mitgegeben, nach Venedig gebracht, und als die Venezianer davon gekostet, sei die Nachfrage darnach groß geworden. Auch die zahlreichen Griechen in Venedig wußten viele Süßigkeiten herzustellen. Vielleicht lernten die Engadiner einiges von ihnen. Sei dem nun, wie ihm wolle, sicher ist, daß die Engadiner ausgezeichnete Zuckerbäcker und gewandte Cafétiers waren. Durch einwandfreie, beste Ware, durch Anstand und pünktliche Bedienung, durch gute Bildung und taktvolles Neutralhalten in fremden Dingen begründeten sie einen guten Namen im Auslande.

Der Erfolg blieb denn auch nicht aus, denn viele von ihnen haben sich im Auslande ein Vermögen erschafft. Die später erbauten Paläste und prachtvollen Einrichtungen in ihren Heimatdörfern, in denen sie jeweilen ihren Lebensabend beschlossen, wobei sie die in der Fremde gemachten Erfahrungen gerne in den Dienst der Gemeinde stellten, zeugen davon.

Die Lebensmittelversorgung im Engadin war damals, als es noch an guten Verkehrswegen gebrach, sehr schwierig. Im Herbst wurde der ganze Winterbedarf an Kartoffeln aus dem Unterengadin bezogen. Aus Chur ließ man Sauerkraut in großen Fässern, sowie Hanf und Flachs über den großen Berg kommen. Die Oberengadiner besaßen in jeder Gemeinde ein Backhaus, das einer Frau in Zins gegeben wurde. Sie hatte für alle Dorfbewohner das Brot zu backen. Eine Familie ließ gewöhnlich für ein Vierteljahr Brot herstellen, das in luftigen Zimmern oder an offenen Fenstern aufbewahrt und mit der Zeit steinhart wurde. Es war ein schwarzes, schweres Roggenbrot, sehr schmackhaft, von der Größe eines kleinen Tellers und kaum zwei bis drei Finger hoch. Jeder Haushalt knetete den Teig zu Hause selbst. Der Lohn der Bäckerin bestand aus einem Teil des Teiges, wofür sie ein gewisses Quantum Holz zu besorgen hatte. Während der Kurzeit wurden auch Brötchen aus Weißmehl gebacken. Als ganz feines Gebäck für die Fremden galten die Biskutins.

Wie die übrigen Bezirke Bündens, besaß auch das Oberengadin sein Hochgericht. Es ernannte

die Abgeordneten an den Großen Rat. Gesetzesvorschläge und Staatsverträge waren nicht rechtsgültig, bevor sie nicht von der Mehrheit der Gemeindeversammlung genehmigt waren. Der Landammann wurde für seine Amtstätigkeit nicht entlöhnt. Ja es war an ihm, der Gemeinde ein bestimmtes Geschenk darzubringen.

Es gab auch ein besonderes Ehegericht, Matrimonialgericht genannt, das sich aus Landammann, acht Eherichtern und dem Landschreiber zusammensetzte. Die von ihm verhängten Strafen waren die härtesten. Ein lediger Mensch, der sich vergangen, wurde mit 100 Gulden (ein Verheirateter um das Doppelte) gebüßt, hatte die Verpflichtung, das Kind bis zum zwölften Jahre zu erhalten, und wenn es ein Knabe war, ihm zur Erlernung eines Handwerks oder irgendeines Broterwerbes behilflich zu sein. Versah der Vater eine amtliche Stellung, so verlor er das Amt und in Gemeindeversammlungen Hand und Mehr. Die Fehlbare mußte am Orte des Hochgerichtes an Sonntagen öffentlich Kirchenbuße tun. Sie hatte während des Gottesdienstes auf den zum Chor führenden Stufen die Predigt und die an sie gerichteten Ermahnungen zur Besserung anzuhören. Anderthalb Jahre mußte sie für den Unterhalt des Kindes selbst aufkommen. Die Namen fehlbarer Personen trug man ins Protokoll des Hochgerichtes ein. Uneheliche Kinder, deren Vater unbekannt war, durften nicht getauft werden. —

Die Reformation ging im Oberengadin ohne Streit und Hader vor sich. In St. Moritz und Celerina bat der alte Pfarrherr seine Kirchgemeinde, dem alten Glauben bis zu seinem Absterben treu zu bleiben, denn er könne nichts anderes als die Messe lesen. Und so kam es, daß die beiden Gemeinden die neue Religion erst 27 Jahre später annahmen.

Die Reformation hat den Engadinern auch ihre eigene Schrift gegeben. Im Jahre 1552 erschien der erste Druck in ladinischer Sprache: die Übersetzung eines Katechismus durch J. Bifrun, und 1560 folgte das Neue Testament. Ein Jahrhundert darauf galt das Romanische als vollwertige Staatssprache. Eine Druckerei besaß das Engadin freilich auch jetzt noch nicht. Mit einem Esel, der mit allen nötigen Gerätschaften beladen war, zog irgend ein fremder Typograph durch das höchste Alpental Europas, um in einem Heustall ladinische Schriften zu drucken.

Bis ins zweite Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts gab es weder Schulbehörden, Erziehungsbehörden, Schulräte noch Schulinspektoren.

Für eine freigewordene Lehrstelle konnte sich jeder melden, der Gedrucktes und Geschriebenes lesen, etwas schreiben konnte, genügend Mut besaß und in der Kirche einen Psalm anzustimmen verstand. Über eine Lehrerwahl entschieden Dorfvorsteher und Pfarrer. Wie wenig ein Schulmeister der Gemeinde galt, zeigt deutlich genug ein Ausschnitt aus einer Schrift K. R. von Salis-Marschlins: „... so daß man sich in manchen Gemeinden, weil man oft den wohlfeilsten auch für den besten Lehrer hielt, freute, einen gefunden zu haben, der nicht mehr kostete als ungefähr ein Viehhirte."

Einen Schulzwang gab es nicht. Der Unterricht dauerte drei bis vier Monate im Jahr.

Im Sommer 1827 bildete sich ein Verein zur Verbesserung und Hebung der Volksschule. Man beschloß, belehrende Schriften herauszugeben. Die Lehrer sollten durch Kurse vorbereitet, vor die Kommission gestellt und geprüft werden. Für das Lehramt als reif Befundene wurden an die im Jahre 1804 ins Leben gerufene Kantonsschule in Chur zur weitern Ausbildung geschickt. 1830 erhielt das Oberengadin durch Rudolf von Semadin einen Schulfonds, und im gleichen Jahr wurde die Schuldauer auf sieben bis acht Monate festgesetzt. Auch die Lehrergehälter wurden erhöht. Bis 1833 wurden an Stelle von Schulbüchern Zeitungen und Kalender verwendet. An den Oberengadiner Schulen unterrichtete man in den Fächern Romanisch, Deutsch, Italienisch, Schönschreiben, Rechnen und Gesang. Anno 1833 wurden in jeder Gemeinde Schulbehörden eingesetzt, die wöchentlich einmal den Unterricht zu besuchen hatten.

Früher wurde in größern Kuhställen Schule gehalten, später in Privathäusern oder im Studierzimmer des Pfarrers.

Die Frauen des Tales trugen weite rote Röcke, schwarze Tuchtschöpchen und Ärmel von Scharlach mit Gold und Silber bordiert. Ledige Mädchen kleideten sich mit einem schwarzsamtenen Mieder und Häubchen und trugen eine silberne Nadel quer durchs Haar. Zum Zeichen der Trauer wurde ein schwarzes Seidentuch um die Stirne gebunden, das bei geliebten Toten zwei bis drei Jahre getragen wurde.

Burg „Fragmirnichtnach".

Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt,
Irrt' unbekümmert ich um Weg und Zeit,
Da stand ein grauer Turm, wie hingeträumt
In ungebrochne Waldeseinsamkeit. [Schloß?"
Ich sah mich um und frug: „Wie heißt das
Ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach;
Da murrte sie, die jedes Wort verdroß:
„Fragmirnichtnach."

Ich schritt hinan; im Hof ein Brünnlein scholl,
Durch den verwachsnen Torweg drang ich ein,
Ein dünnes kühles Rieseln überquoll
Auf einer Gruft den schwarzbemoosten Stein.
Ich beugte mich nach des Verschollnen Spur,
Entziffernd, was des Steines Inschrift sprach,
Nicht Zahl, nicht Namen — ein Begehren nur:
Frag' mir nicht nach!

Conrad Ferdinand Meyer.

Eine Gebirgs-Batterie bezieht Stellung.

Eine Gebirgsbatterie hat vom Festungskommando den Befehl erhalten, neue Stellungen in 2000 Meter Höhe auf einem exponierten Felsgrat zu beziehen. In sechsstündigem Marsch erreicht die Batterie die Alp Ypsilon, wo 1800 Meter hoch Quartier erstellt werden muß. Zwei Infanterie-Kompagnien sind bereits da und teilen sich mit den Artilleristen in die kargen Verhältnisse. Eine Brunnenröhre befriedigt die Verpflegungs- und Reinigungsbedürfnisse für dreihundert Mann. Die Viehstallungen werden zu primitiven Kantonnementen, durch Kerzenlaternen notdürftig erhellt. Kalt ist's da oben am Rande der Schneeregion. Und nun fällt gar noch Neuschnee, Junischnee. Die Marschschuhe kommen nicht mehr aus der Nässe heraus; sie werden täglich kleiner.

Der Grat muß so rasch wie möglich bearbeitet werden. Von der Unterkunftshütte aus in einer Stunde erreichbar, öffnet sich an vier bestimmten Stellen die Erdoberfläche. Eine Menge Rasenziegel wird ausgehoben. Der Telephonzug erstellt eine Leitung — die Schießleitung — vom Stellungsgebiet zum Kommandoposten, der auf einem noch höheren Grat eingerichtet wird. Die „Spritzen" — Kanonen — werden von vierzig Händen über Hänge und Kämme geschleppt, wo kein Pferd mehr Platz findet. Und dann beginnt die Maulwurfsarbeit. Langsam versinken die Geschütze im harten Gestein. Wohnliche Felsnester bilden in einförmiger Oberfläche die engere Kriegsbereitschaft unserer Batterie — zuletzt sorgfältig getarnt. Vom Talboden führen drei primitiv installierte Seilbahnen Munition, Bretter, Proviant und allerlei Baumaterial bis zu einer gewissen Höhe. Dort beladen willige Soldaten ihre Schultern und „fugen" den Ballast weiter über festen und sumpfigen Grund, vielmehr eine teigige Masse aus Dreck und schmelzendem Schnee, in die man knietief versinken kann.

Auf der Alp Ypsilon entsteht unter Mithilfe geübter Handwerker langsam ein heimeliges feldgraues Dorf. Der engste dunkle Raum, die sogenannte „Katakombe" — eigentlich der Schweinestall — entwickelt sich zur Gebirgskantine, die beim Petrollicht unter der Macht der Gewohnheit sogar gemütliche Stimmungen aufkommen läßt — nur vorübergehend allerdings, denn draußen auf dem Tränkeplatz rütteln die eifrigen Radionachrichten aus der Ruhe des stillen Alltags. Zwar ist die erhöhte Alarmbereitschaft aufgehoben. Unsere Stellungen sind perfekt. Weitere Verbesserungen sind im Gange.

Die Enziane auf dem grünen Rasen künden den Bergfrühling. Bald wollen friedliche Herden da oben weiden und die kriegerischen Menschenhaufen vertreiben. Bis dahin sollen die vorgesehenen Unterkunftsbaracken erstellt und bezogen werden. „Vielleicht sind wir dann auch wieder entlassen," taucht schüchtern die Vermutung dazwischen. Aber kein Kamerad wagt ernsthaft an diese Möglichkeit zu glauben. Und wie wäre es mit einem kurzen Urlaub? Ein abgedroschener Begriff bei den Grenztruppen — eigentlich ein häßliches Wort voll falscher Illusionen! Es gab Tage, wo gute Kameraden in Zorn gerieten, wenn sie es hörten.

Schließlich fühlen wir uns relativ wohl in der friedlichen Höhenluft, beim grenzenlosen Appetit, und möchten trotz vielen Entbehrungen nicht tauschen mit dem unruhigen Leben im Unterland. Und doch stehlen sich die Gedanken immer wieder hinab in die vielen kleinen und großen Sorgen und Nöte der verlassenen Existenz, die ja irgendwann und irgendwie wieder aufgenommen wer-